# Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 52

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648515

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 52 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 25. Dezember 1937


## Altes Weihnachtslied

aus dem 15. Jahrhundert.

Nun singet und seid froh,
Jauchzt alle und sagt so:
Unsers Herzens Wonne
Liegt in der Krippen bloß
Und leuchtet als die Sonne
In seiner Mutter Schoß.
Du bist A und O!

Sohn Gottes in der Höh,
Nach Dir ist mir so weh!
Tröst mir mein Gemüte!
O Kindlein zart und rein,
Durch alle Deine Güte,
O liebstes Jesulein!
Zeuch mich hin nach Dir!

Groß ist des Vaters Huld,
Der Sohn tilgt unsre Schuld.
Da wir ganz verdorben
Durch Sünd und Eitelkeit,
So hat er uns erworben
Die ew'ge Himmelsfreud'.
Eia, wär'n wir da!

Wo ist der Freudenort?
Ach, nirgends mehr, denn dort,
Da die Engel singen
Dem lieben Jesulein,
Und die Psalmen klingen
Im Himmel hell und rein.
Eia, wär'n wir da!

## Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

23

„Carlo und Elvezio haben sich schon auf der Lyzeumsbank gehaßt", unterbrach Doia den Erzähler mit leiser Stimme.

„Um so größer war also die Frechheit Grimellis", nahm Testa den Faden wieder auf. „Der Zündstoff war da. Der Abgewiesene und seine Freunde unterbrachen einen Redner, indem sie mit den Füßen scharrten, mit den Gläsern klirrten und Brotkugeln nach den Damen warfen. Wie auf ein Zeichen standen einige Herren auf, immer mehr und mit dem Ruf „Hinaus!" drängten sie den „jungen Tessin" nach der Tür. Ein Handgemenge entstand; Grimelli wandte sich gegen Doktor Potolomeo, auf den er eine besondere Wut hatte; Freunde kamen dem Arzt zu Hilfe; sie hoben den Rasenden gemeinsam vom Boden, daß er wehrlos war, trugen ihn auf die Straße hinaus und warfen ihm den Stock nach. Einen Augenblick später raste Grimelli wieder in die Gesellschaft hinein — geschah mit dem Stilet der Stich in die Brust Potolomeos — und der Verbrecher entfloh. Das Fest in Mendrisio wurde abgebrochen, sobald die traurige Nachricht zu uns Freisinnigen kam, auch dasjenige in Valerna. Obgleich der Tote zu unsern Gegnern gehört hat, so trauern wir um ihn doch als einen vornehmen und hervorragenden Mann, der auch im Kampf mit uns stets die feine Form gewahrt hat, und beklagen insbesondere das furchtbare Unglück seiner Braut"

Der erste, starre Schreck Doias war während der Erzählung Testas einem wehklagenden Weinen gewichen.

Er suchte sie zu trösten. „Daß Carlo Grimelli ein Ende mit Schrecken nehme, das war doch zu erwarten. Und nun das Entsetzliche da ist, wollen wir auch den Lichtstrahl sehen, der aus dem furchtbaren Verbrechen hervorblitzt. Doia, wie lange haben du und dein Vater euch Tag und Nacht wund gesorgt, daß ihr von Grimelli loskommt und dafür Pläne geschmiedet, die bis über das Meer reichten. Wo ist nun diese Qual? Vorüber für immer! Du und Herr Landsiedel wußten seinetwegen mit eurer Liebe weder ein noch aus; sie war neben dem Gewehr des Bösewichts hoffnungslos. Sie hat heute freie Bahn! Und die Rache Grimellis, vor der ihr in keiner Ecke der Welt sicher gewesen wäret, braucht ihr nicht mehr zu fürchten. Sobald er verhaftet ist, verfällt er für so viele Jahre dem Zuchthaus, daß er es erst als gebrochener Mann verlassen wird, der froh sein wird, wenn er für den Rest seiner Tage an die Sonne sitzen darf. Also Doia, den Kopf hoch! Für dich, deinen Vater und Herrn Landsiedel bedeutet der Mord entschieden Befreiung aus sonst unentwirrbaren Kümmernissen!"

Die Verstandesschärfe, mit der ihr Testa die Vorteile auseinandersetzte, die sie aus dem Verbrechen des Verlobten ziehe, schlugen nicht in die Seele Doias ein.

Den Kopf auf den Arm gesenkt, wimmerte sie wie ein tränenmüdes Kind in sich hinein, und erst geraume Weile, nachdem Testa geendet hatte, schluchzte sie: „Allerdings habe ich Gott auf den Knien angefleht, daß er mich von Carlo erlöse — aber nicht so! — Odoardo, ich will noch heute nacht nach Como reisen — dort bei den frommen Frauen finde ich am raschesten den Frieden. — Verzeihe mir, Heinrich. Ich muß — ich komme wieder zu dir!"

Seit dem Geplauder im Birkenschatten war es das erste Mal, daß sie das Wort an ihn richtete.

Das war für ihn wenigstens ein Trost: „Ich komme wieder zu dir!"

Auch er konnte über die Wendung, die plötzlich in seinen Liebestraum gekommen war, nicht jubeln, nicht einmal froh sein. Sie war zu furchtbar.

„Wir müssen Entschlüsse fassen", versetzte Testa. „Sie wissen wohl, unter welcher Aufschrift eine Depesche meinen Onkel in Tübingen am sichersten erreicht. Ich will ihm in knapper Ausführlichkeit den Sachverhalt mitteilen. Dann wird er wohl so rasch wie möglich heimkehren. Nun die Fahrt Doias! Die Straße halte ich für völlig sicher. Der Verbrecher wird sie nicht benutzen. Er weiß wohl, daß da und dort Polizei im Hinterhalt liegt, und wenn er sich hinauf nach Altanca wendet, so geschieht es auf Schleichwegen durch die Berge. Nun handelt es sich um die Frage, wer begleitet Doia? — Mir ist es unmöglich! Sie können sich ja denken, wie die letzte Nacht in Balerna verlief. Niemand ging zur Ruhe; man saß den Mord verhandelnd flüsternd beisammen, und jeder suchte sich, so rasch es ging, ein Fuhrwerk für die Heimfahrt zu sichern. Und heute der fürchterlich heiße Tag! Am Herzen gepackt hat mich die Bluttat auch. — Fahren Sie mit Doia!" —

„Ja, Heinrich, ich bitte dich", flehte sie leise.

„Es ist sechs Uhr", sagte Testa; „um sieben Uhr lasse ich den Wagen von Bossi vorfahren, einen Wagen mit so großem Verdeck, daß nur, wer den Kopf hineinsteckt, sieht, wer darin sitzt."

Er schrieb das Telegramm für Cesari und ging, um den Wagen zu bestellen.

Heinrich strich Doia leise über den Scheitel.

Da nahm sie seine Hand und bedeckte sie mit zuckenden Küssen, sprach aber kein Wort. — —

Welch ein wunderbarer Traum, mit ihr allein durch die Sommernacht des Gebirges zu fahren! Doch der Gedanke an den traurigen Anlaß der Reise und daß sie eine Flucht der Geliebten war, stimmten Heinrich nieder.

Seine Seele zitterte in Schicksalsbangigkeit.

## Achtzehntes Kapitel.

Wie Testa erwartet hatte, verlief die Fahrt ohne Abenteuer.

Doia war in einen unruhigen Schlummer versunken, aus dem sie von Zeit zu Zeit schreckhaft emporfuhr. Dann weinte sie wieder leise vor sich hin. Endlich legte sie den Kopf an Heinrichs Brust und ruhte so Stunde um Stunde. Im Halbschlaf hielt er sie umfangen, und allmählich verstummten ihre Schluchzer.

Als sie über den Monte Cenere fuhren, graute der Tag. Eine Landschaft wohlgestalteter grüner Berge lag um sie; im Frührotstrahl schimmerten an den Gehängen braune Dörfer, weiße Kirchen und Kapellen. Da und dort regte sich ein Glockenton. Nach einer Weile lag in tiefer Bergspalte der See von Lugano zu ihren Füßen; wo ihn die Sonne beschien, mit entzückender Bläue, wo er im Schatten der Gipfel lag, in wunderbarem Dunkelgrün. Herrlich spielten die Lichter über den Fluten.

Heinrich sah aber die weiche Schönheit der südlichen Wasser nur wie durch einen Traumschleier; seine Gedanken waren ein Horchen, wie es Doia ergehe.

In schwarzem Kleid und Spitzentuch saß sie stumm, die Hände gefaltet und lebte nur nach innen.

So wie sie, in sich selber vertieft, hatte er sich stets eine betende junge Nonne vorgestellt.

Es war wohl eine Notwendigkeit, daß Doia in das Kloster bei Como fuhr. Die Stätte bot ihr sichern Schutz; aber heimlich beunruhigte ihn der Gedanke daran doch. Irgend ein dunkler Kampf war in ihrem Herzen vor sich gegangen; er war erschreckt von der Macht ihrer mystischen Gefühle. In den Hintergründen ihrer Seele wohnte ein Wesen, das ihrer sonstigen zum Frohsinn geneigten Natur widersprach, irgend ein Hang zur Verneinung dessen, was ihr sonniger Teil am Leben freudvoll bejahte

Wenn sie nun? — Nein, nein, dafür war ihre Liebe zu ihm viel zu groß, die Liebe, die über sie beide gekommen war wie Frühlingssturm.

Plötzlich schaute sie mit wachen Augen in sein grübelndes Sinnen und reichte ihm die Hand.

„Verzeih mir, Heinrich, daß ich mich einer so namenlosen Traurigkeit überlasse; ich verspreche es dir, ich fasse mich wieder; es geht mir nur so furchtbar zu Herzen, daß wir unser Glück auf das Unglück zweier andern Menschen bauen sollen, auf die vernichteten Leben Carlos und Elvezio Potolomeos."

Es war für lange ihr einziges Wort; sie versank wieder in ihr wehvolles Brüten; umsonst versuchte er ihre Teilnahme für die Dinge am Weg zu erregen.

Sie blieb einsilbig.

Als der Wagen durch das stattliche Dorf Mendrisio rollte, klammerte sie sich zitternd an ihn. „Da ist das Unselige geschehen!" Sie schloß die Augen, bis der Ort ein ziemliches Stück hinter ihnen lag.

Nun sie sich aber der italienischen Grenze und Como näherten, raffte sie sich doch wieder zum Sprechen auf und erzählte schmerzlich von den schönen Erinnerungen, die sie mit Maria-Angela und Elvezio Potolomeo verbanden.

„Maria-Angela und ich lernten uns als Schülerinnen im Kloster von Como kennen. Wir saßen Seite an Seite in der Bank und knieten miteinander vor den Altären der Kirche. Wenn ich wahr sein soll, wir haben uns zuerst gehaßt; wir waren vor den Lehrnonnen Nebenbuhlerinnen, und ich, das Bergkind, suchte es in glühendem Eifer der in altgebildetem Haus aufgewachsenen Locarnesin vor ihnen gleichzutun. Unmöglich! Namentlich im italienischen Aufsatz erreichten wir andern Maria-Angela niemals. Sie besaß den Schwung und Wohllaut unserer Sprache wie etwas Angebornes und war, ohne es selbst zu wissen, Dichterin, für meine Blicke das Vorbild hohen weiblichen Geistes, aus dem innersten Blut mühelos errungener Tugend, wie der durch die Vorzüge der Seele verklärten Schönheit."

„Da geschah mir etwas sehr Seltsames. Die Schwestern führten uns auf einen Ausflug nach Mailand. In der sinkenden Sonne gingen wir den Wandelgang entlang durch die Marmorzackenkrone des Domes. Wie Feuer glühte der Monterosa in nördlicher Ferne. Ich weiß nun nicht mehr, wie es kam, ich glaube aus der gemeinsamen Bewunderung des lichtsprühenden Berges, Maria-Angela und ich blieben hinter den andern Mädchen zurück. Da legte sie plötzlich den Arm um meine Hüfte und lehnte die Wange an die meine. „Doia", sagte sie in wundervoller Zärtlichkeit, „unter allen Mitschülerinnen ist mir keine so

lieb wie du. Sei meine gute Freundin, und wenn ich dich bitten darf, verbringe mit mir, ein überaus willkommener Gast, die sechs Wochen Ferien auf unserm Landgut bei Locarno." Da versank mein Neid auf Maria-Angela, und ich spürte bloß noch das tiefe Glück, mich von ihr geschätzt und geliebt zu wissen.

Nun die Ferien am Langensee! Nie habe ich Schöneres, nie Traurigeres erlebt. Ein altes Landhaus, fast ein Palazzo und darum her zwischen Straße und See ein von hoher Mauer umgebener Garten mit Blumenbeeten und uralten Bäumen. Die liegenden Aeste reckten sich selber wieder wie Bäume dahin. Die Eltern Maria-Angelas waren weltferne, liebe Menschen, die in ihrer Stille mehr in den Künsten und Schriften der italienischen Renaissance lebten als in der Gegenwart. Dazu kam Elvezio, der Bruder der Maria-Angela, Medizinstudent, der von Zürich in die Ferien zurückgekehrt war. Auch daheim lag er mit bewundernswertem Fleiß den Studien ob; doch jeden Tag fand er die Stunden, uns Mädchen eine Freude zu bereiten. Im Segelboot, das er vorzüglich zu leiten verstand, fuhren wir hinunter bis zu den borromäischen Inseln, oder wir stiegen hinauf auf die schönen Berge, die Locarno umkränzen, wir drei in guten und hohen Gesprächen uns selber genug.



Filippo Lippi, Maria mit Kind

Schier in der letzten Ferienwoche jedoch ereignete sich etwas Sonderbares. Als Maria-Angela und ich nach einem schweren Gewitterabend am See spazieren gingen, fanden wir auf dem Weg einen Brief, der wohl aus einem Boot herübergeworfen worden war und über Nacht im Regen gelegen hatte. Der Brief wandte sich an Maria-Angela und enthielt die feurige Liebeserklärung eines jungen Rechtsanwalts, Alessandro Trevis, der einer vornehmen Familie Locarnos angehörte. Meine Freundin las; ihre Wangen begannen zu glühen; sie sagte: „Ich kenne den Mann kaum; es ist aber ein außerordentlich gebildeter Brief, ich denke, daß ich ihm das Stelldichein, um das er mich bittet, heute abend in der Dämmerung am Ufer gebe. Selbstverständlich in deiner Begleitung!" Sie bot mir den Brief zum Lesen an, mit ihr fand ich ihn herrlich. Der Doktor schrieb, daß er uns schon längst heimlich gefolgt sei und uns beobachtet habe, Maria-Angela mit besonderem Entzücken, daß er aber, sonst für das Leben mit Tapferkeit genug ausgerüstet, es nicht wage, sich unter das Antlitz einer so edeln Dame wie Fräulein Potolomeo zu begeben, wenn er nicht die Ermutigung durch ihr Erscheinen am See fände; sie möge ihm dieses unendliche Glück bereiten!"

Das Stelldichein zwischen Maria-Angela und Doktor Trevi fand in meiner Gegenwart statt. Kein Wort von tieferer Bedeutung fiel, nur daß sich Maria-Angela in stolzer Zurückhaltung die Hand von ihrem Besucher küssen ließ und wir Freundinnen uns nachher einigten, der Doktor sei ein bildschöner Mann von feiner Art und geistesstarkem Angesicht.

Noch zwei Begegnungen, doch ohne Erklärung, ohne Kuß. Etwas Stolzeres als Maria-Angela gab es nicht; aber der Leib zitterte ihr vor Liebe für den herrlichen Mann.

Da erhielt sie einen Brief von unbekannter Hand und ohne Unterschrift, einen Brief, dessen Herkunft ihr und mir bis heute ein Rätsel geblieben ist. Jedenfalls kam er von einer nicht ungebildeten Dame, die Doktor Trevi haßte. „Edles Fräulein", hieß es darin, „werfen Sie sich nicht weg an einen Herrn, der schon durch alle dunkeln Wasser von Mailand, Rom und Neapel gegangen ist. Es wird in Locarno oder Lugano keinen jungen Mann geben, der so verdorben in Genüssen ist wie derjenige, der jetzt die Netze nach Ihnen auswirft!"

In ihrer Vornehmheit wollte meine Freundin dem unterschriftslosen Brief keinen Wert beimessen; in der Seele quälte sie sich aber doch daran. Sie hatte ihre Liebe zu Doktor Trevi bisher als ein schönes Geheimnis zwischen ihr und mir bewahrt; nun gestand sie es aus innerer Unruhe ihrem Bruder Elvezio. „Der Brief der Unbekannten hat leider recht", erwiderte er tief erschüttert. „Dinge, über die wir in unserm Haus nicht sprechen, sind leider möglich in der Welt. Ich weiß, daß der Ruf Doktor Trevis, was die Frauen betrifft, ein schlechter ist."

In der Abenddämmerung lag Maria-Angela zerbrochen in ihrer Kammer; am Ufer stand, ihren Geliebten im Boot erwartend, Elvezio. Was mögen die beiden Männer zusammen gesprochen haben? — Trevi zog sich für immer von Maria-Angela zurück.

Sie aber wählte, beleidigt in ihrem weiblichen Stolze und erschreckt über die Schlechtigkeit der Welt unter Schmerzen den

Schleier der Nonne, sie, die nie einen Mann geküßt hat! Und ich weiß, wie sie im Dienst der ärmsten Kinder glücklich ist."

So schloß Doia.

Heinrich war es eine Erleichterung, daß sie wieder die Kraft zur Unterhaltung gefunden hatte, und er ließ sie in ihrer Erzählung gewähren, obgleich ihm die Gestalt der Maria-Angela Potolomeo übermenschlich und für Doia gefährlich erschien.

Nach einer Weile kam Doia auf Grimelli.

„Wie überraschend! — Von der Zeit an, da ich den Ring Carlos zum zweitenmal an den Finger steckte und er doch wieder in den schlechten Lebenswandel zurückfiel, habe ich ihn gehaßt, wie der Mensch seinen durch die Macht der Gewissenlosigkeit überlegenen Peiniger stets hassen wird. Seit er sich aber selber so namenlos ins Unglück gebracht hat, ist es damit vorbei. Ich wünschte ihm, daß er über Meer entfliehen und irgendwo in einer großen Einsamkeit seine Freveltat bereuen könnte. Jeder Mensch, selbst ein Mörder, hat doch noch einen guten Funken, der wieder zur Flamme werden kann. Gräßlich ist mir auch der Gedanke, daß durch das Verbrechen Carlos ein Schatten gefallen ist und ich auch dich, Heinrich, darin nicht mehr sicher weiß. Mir ist, du solltest von Airolo fort! Du solltest in deine Heimat zurückkehren! Und ich will dir in Liebe folgen und dort dein Weib werden!"

„Doia", rief Heinrich, „wie danke ich dir; was hast du für einen schweren Stein von meiner Seele gewälzt!"

„Sieh, dort sind die Türme von Como; dort sieht man schon ein Stück See und dort unter den mächtigen Baumkronen etwas von dem langen Gebäude des Klosters, in das ich eintrete, um auf friedliche Tage zu warten. Es ist darin eine sehr gebildete Nonne, die Deutsch spricht. Ich werde die Zeit damit verbringen, daß ich mich in deiner Sprache unterrichten lasse. Und hoffentlich sehen wir uns bald wieder. Meinem Vater tausend Grüße. Versteht euch gut; sag' ihm, er solle mit uns nach Tübingen kommen!"

Das Abschiedsweh erstickte ihr die Worte.

Sie gerieten in ein leidenschaftliches Küssen hinein und, als der Wagen über das Pflaster der Stadt rollte, hielten sie sich unter dem weit vorspringenden Verdeck eng umschlungen, spürte eines das Herzpochen des andern.

Fortsetzung folgt.

## Zu Alfred Huggenbergers 70. Geburtstag

am 26. Dezember 1937

Die „Berner Woche" steht seit ihren Anfängen mit dem Thurgauer Dichter in freundschaftlichen Mitarbeiter-Beziehungen. Unsere Leser haben in den 25 Jahren einen nicht unwesentlichen Teil seines Dichterwerkes vor Augen bekommen. Sie haben auch gelegentliche Hinweise und Ermunterungen erfahren: Kauft und lest seine Bücher! Es war uns je und je Herzenspflicht, auf die urwüchsige, aus dem geistigen Heimatboden herausgewachsene Kunst Alfred Huggenbergers aufmerksam zu machen. Auf seine Kunst, Menschentum, in Pflicht- und Verantwortungsgefühl, in der Sehnsucht nach dem Schönen und Guten wurzelndes Menschentum, darzustellen. Er stellt oft die Sehnsucht nach dem Bessersein in Gegensatz zur Selbstbewußtheit des Bessereins. Immer aber fesseln die Motive und Gestalten seiner Bücher — wir brauchen keine Titel zu nennen — durch ihre innere Wahrheit und ihre Erdverbundenheit. Es sind Produkte der Scholle. Der Scholle, die Huggenberger so gut kennt, weil er sie selber bebaut.

Die Menschen des bäuerlichen Hofes, des Dorfes haben ihre besonderen Interessen, Nöte, Probleme. Genauer: ihr Menschliches und Allzumenschlise ist geformt durch die Umwelt des Bauerntums. Aus ihrem Leben und Erleben sind nicht wegzudenken der Duft der Kirschblüten, der Ruch des frischgepflügten Ackers, der Sonnenglast am sommerlichen Waldsaum und all die tausend beglückenden Spenden der Natur. Aber im bäuerlichen Wesen ist auch nicht zu übersehen das Herbe und Harte, das Selbstsüchtige und Verbogene, das der tägliche Kampf mit den Tücken der Natur durch die Geschlechterfolgen erzeugt hat. Beide Seiten, die besonnte und die beschattete, gestaltet der Dichter mit unbestechlicher Wahrheitsliebe. Aber gerade dieses Hoch und dieses Tief im Seelischen machte seine Menschen so plastisch und lebendig.

Huggenbergers künstlerische Entwicklungslinie ist stetig. Sie zeigt keine Anomalien, keine problematischen Risse und Sprünge. Sie zeigt auch keinen Abstieg. Der Siebzigjährige schreibt noch wie der Fünfzigjährige: poetisch beschwingt und doch streng bedacht, blutwarm und frisch und doch gefeilt, selbstsicher, aber auch selbstkritisch.

So steht des Dichters Bild vor uns am Vorabend seines 70. Geburtstages. Er wird diesen nicht erwarten im Lehnstuhl „zur Seite des wärmenden Ofens". Wir sehen ihn im Geiste mit der Stummelpfeife durch den Waldweg schreiten. Er hat aus eigenem Holz den Weihnachtsbaum für die Seinen geholt und hat dabei des eigenen Vaters gedacht, dem schon das Bauerntum Berufung war. Ihm zur Seite wandelten wohl die getreuen Gestalten seiner Dichtungen: der Zeigerhannis, der Ziegelmathys, der Jakob Stockauer, der Heinrich Lenz, der Hannes Fryner und wie sie alle heißen, seine philosophierenden Kleinbauern mit ihrer „Idee" im Kopfe. Daheim in der Bücherstube steht auf dem Brett die lange Reihe der eigenen Werke. Er wird jetzt die Bände mit Stolz und Genugtuung überblicken. Er denkt an den vornehmen Verleger in der deutschen Großstadt, an die Tausende, die seine Bücher erwarten und die ihm erfreut und erbaut zu Füßen sitzen, wenn er zu ihnen in die Vortragssäle kommt. Mit Recht darf Alfred Huggenberger stolz sein auf seine Lebensleistung. Wer machte ihm das nach aus seiner weitesten Umgebung?

Wir grüßen ihn und gratulieren ihm herzlich! Mögen ihm Gesundheit und Schaffenskraft noch recht lange erhalten bleiben!

H. B.

* * *

## Der kleine Weihnachtsmann

Die Mutter hat Tisch und Stühle ins Schlafzimmer gerückt. Halb aufgerichtet, auf das Kissen gestützt, sitzt Papa im Bett und schnitzelt und kleistert im Schweiße seines Angesichts. Das breite Mahagonibett ist mit buntem Papier überstreut, und auf dem Tisch steht schon eine stattliche Anzahl von Tüten und Körben, die bloß darauf warten, mit Konfekt gefüllt, an den Weihnachtsbaum gehängt zu werden.

Es ist der Tag der heiligen Nacht und Papa, der den Schmuck immer selber zu machen pflegt, ist krank gewesen. Nur die beiden letzten Tage hat er eine halbe Stunde aufstehen und — mit langen Ruhepausen — sich im Bett aufrichten dürfen, um Christbaumschmuck zu machen. Weihnachten ohne Papas Christbaumschmuck ist nämlich kein richtiges Weihnachten.

Der Bub ist vier Jahre alt. Er sitzt am Tisch vor dem Bett und hilft mit. Alles, was Papa macht, muß der Bub auch machen, das ist ganz selbstverständlich. Der Bub ist sehr fröhlich und voll Lob über Papas Arbeit. Aber er ist gar sehr nachdenklich heute, und hin und wieder ist ein sinnender Ausdruck in seinen braunen Augen. Papa sieht zwar, daß das Kind bekümmert ist aber er tut als bemerke er das nicht. Es macht ihm Spaß, abzuwarten, wie lange es dauert, bis der Bub es nicht mehr für sich behalten kann.

Es dauert nicht lange. Der Bub kommt zögernd ganz ans Bett, bleibt stehen und sieht zu, was Papa macht. Aber der Ausdruck seines Gesichtes verrät deutlich, daß er etwas auf dem Herzen hat.

Papa hält mit der Arbeit ein, lehnt sich in die Kissen zurück und ruht aus, um dem Bub Gelegenheit zum Sprechen zu geben.